

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 7

Artikel: Der Tierfänger
Autor: Ryhiner, Peter R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



VON
PETER R. RYHINER
 REPRESENTATIVE OF ZOOLOGICAL
 GARDENS
 •
 TWANN (LAKE OF BIENNE) SWITZERLAND
 PRESENT ADDRESS :

?



SCHON im Bubenalter hielt ich mir zu Hause eine Menagerie von allerhand Säugetieren, Vögeln, Reptilien, Amphibien und Zierfischen. Die einzigen Bücher, die mich interessierten, behandelten Forschungsreisen und Abenteuer. Jede freie Stunde — manche davon hatte ich eigenmächtig zu einer solchen gemacht — verbrachte ich im Basler Zoologischen Garten.

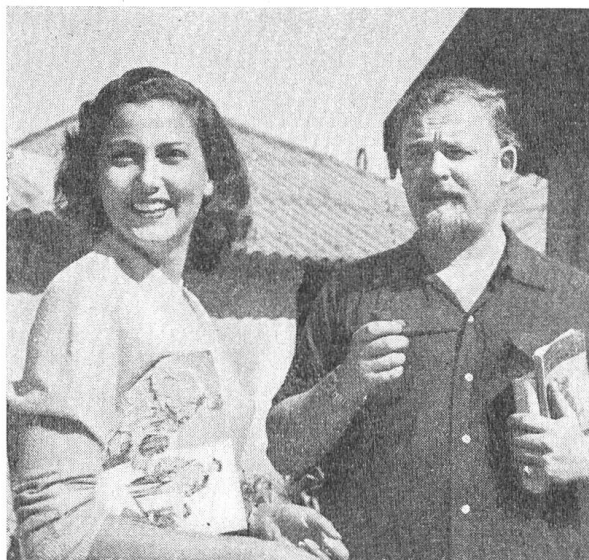
Ich war ein sehr schlechter Schüler. Alle paar Jahre fanden meine Lehrer meinen Notendurchschnitt ungenügend. Was halfen mir meine guten Noten in Geographie, Naturkunde und Geschichte? Die Lehrer blieben, ich mußte gehen.

Nachdem mein Vater im Frühjahr 1937 gestorben war, verließen meine Mutter, meine zwei jüngeren Brüder und ich Basel. Wir zügelten in unser eben erstelltes Ferienhaus am Bielersee. Während der nächsten Jahre besuchte ich die Handelsschule von La Neuveville. Dort schloß ich im Frühjahr 1940 mit dem Diplom ab.

Nach der Rekrutenschule und längerem Aktivdienst trat ich im Frühjahr 1941 als Volontär in eine große Berner Firma ein. Es wurden damals dort gerade Versuche mit einer neuen Zahnpaste gemacht. Meine Tätigkeit bestand darin, die unausgeglichene Masse auf Rollen zu streichen und diese, nachdem sie durch mehrere Drehungen homogen geworden war, wieder abzukratzen. Ich versuchte mich ernstlich in meine Bestimmung zu schicken, aber die Arbeit kam mir wenig anregend und nicht ganz meiner Würde entsprechend vor.

Die Unteroffiziersschule war für mich eine angenehme Unterbrechung. Nach längerem Aktivdienst konnte ich darauf im Frühjahr 1942 dank meines Onkels bei J. R. Geigy AG eintreten. Längere Zeit hatte ich allgemeine Büroarbeiten zu verrichten und eine Lehrzeit im Betrieb durchzumachen. Besser gefiel mir später die Arbeit im Außendienst. Die Firma brachte eben ihre ersten DDT-Produkte auf den Markt. Ich hatte so etwas wie eine Marktanalyse durchzuführen. Als Kavallerist kannte ich viele Bauernsöhne, und das erleichterte mir, zu erfahren, wie sich das eine und andere Produkt bewährte oder was daran auszusetzen war. Es gehörte auch zu meinen Aufgaben, die ländlichen Handlungen zu besuchen und dort die Berichte über ein bestimmtes Produkt abzuhearschen. Das sagte mir anfänglich zu. Aber eigentlich glücklich war ich bei der Arbeit nicht. Ich hatte mir das Leben interessanter und vor allem bedeutend unabhängiger vorgestellt. Meine Jugendträume von Urwäldern und Ländern mit ewig blauem Himmel spukten immer noch in mir: im Frühling, wenn die Erde roch und man fühlte, daß, wenn man ein Krokus wäre, man jetzt stoßen würde, loderte in mir das Feuer auf.

Wir gründen eine Firma Der Kiosk, an dem ich meine Zigaretten kaufte, blieb um diese Zeit oft nachmittags geschlossen. Der Besitzer hatte den Rolladen heruntergelassen und ging mit seiner Frau die Natur genießen. Das machte mir Eindruck. Nicht einmal unsere Direktoren hätten sich erlaubt, sich so etwas mitten in der Woche zu leisten. Wie reimte sich das mit unsern Reden von Freiheit zusammen und mit dem Bedauern, das wir für Tiere im Zoo haben, die ihr Leben in Käfigen verbringen. Es mußte doch irgendwie möglich sein, sich das Leben zu verdienen, ohne in ein Routineprogramm



Der Verfasser dieses Artikels gehört zu den seltenen Ausnahmen, denen sich der so verbreitete Jugendtraum eines unabhängigen Lebens unter dem ewig blauen Himmel tropischer Inseln mit herrlich wuchernder Vegetation und lachenden glücklichen Menschen erfüllte – wenn auch in Wirklichkeit der Himmel sich als nicht ganz so blau, die Vegetation als nicht immer so üppig, die Menschen nicht alle als so glücklich – und vor allem die Unabhängigkeit als wesentlich eingeschränkt erwiesen hat.

mit fixen Arbeitsstunden eingeschaltet zu sein.

Nach einer halbjährigen Tätigkeit in der Tochtergesellschaft der Geigy AG Manchester, die das ganze Commonwealth bedient, kam ich nach Basel zurück und teilte mein Büro mit zwei jungen diplomierten ETH-Agronomen, Hans Gagliardi und Claude Pugnât. Beide waren ähnlich gesinnt wie ich. Ihre kurzen Ferien hatten sie mit Gagliardis Frau zusammen für eine Reise nach Nordafrika benützt und von dort allerlei Geviech mitgebracht: Hornvipern, Geckos und Dorkas, die wie junge Steinböcke aussehen. Das war im Frühjahr 1946. Damals, gleich nach dem Krieg, war ein großer Bedarf an Tierimporten, da während des Krieges keine solchen Europa erreichten und außerdem der Nahrungsmittelmangel die Tierbestände dezimiert hatte.

Wir drei gründeten die Firma «Zoo Import Export» mit eigenem Postfach im Badischen

Bahnhof und mit Telegrammadresse «Gapury». Unser Geschäftskapital bestand aus rund 2000 Franken, das wir zu gleichen Teilen aus unsern Ersparnissen zusammengelegt hatten. Wir konnten uns unserer Firma allerdings nur abends widmen. Dann schmiedeten wir unsere Pläne und bauten Transportkäfige, aus Kisten, bei denen wir eine Wand durch ein Drahtgitter ersetzten.

Unsere Hauptarbeit jedoch leisteten wir über Samstag Sonntag. Da waren wir frei. Wir verließen am Freitagabend Basel Richtung Genua, Marseille oder Antwerpen. Das Tagesprogramm nach Ankunft verlief immer gleich. Zuerst tauchten wir unsere Köpfe in einen Brunnen, um Toilette zu machen. Dann kauften wir zusammen, was die Matrosen an Tieren und Vögeln während der Woche aus der ganzen Welt mitgebracht hatten. Aus alten Orangenkisten, die wir im nächsten Kolonialwarenladen fanden, erstellten wir auch hier Transportkisten, und am Sonntagabend rollten wir bereits wieder Richtung Schweizer Grenze, da wir am Montag auf dem Büro anzutreten hatten.

Unsere Frischimporte offerierten wir den zoologischen Gärten, die wir kannten, und was diese nicht brauchen konnten, inserierten wir als Lagerbestand in der «Tierwelt». Es gibt in allen Ständen Liebhaber für exotische Tiere. Wir lieferten Papageien und Affen Spenglern und Krankenwärtern neben Bankdirektoren.

Heute, wo die Bestände der zoologischen Gärten auf der ganzen Welt wieder sehr komplett sind, wären in den allernächsten Meerhäfen zusammengebrachte Angeboten, wie die unsern, nicht mehr interessant. Heute brauchen die Zoos nur noch Seltenheiten und Spezialitäten. Aber damals ist es uns sogar einmal gelungen, etwas, das beim Basler Zoo auf der Überschußliste stand, in den Zoologischen Garten nach Zürich zu verkaufen. Das war während jener Zeit, als die beiden Zoos nicht direkt miteinander verkehrten.



Der Schicksalsbrief Nach einem halben Jahr hatte

unsere Firma zwar keine Gewinne, aber auch keine Verluste zu verzeichnen. Das unerhörte Glücksgefühl, das mich jeweilen auf unsern Exkursionen nach den Hafenstädten überkam,

und die Begeisterung, die mir auch die schwierigste Arbeit zur Freude machte, bewies mir, daß ich mich auf dem richtigen Wege befand.

Da erhielt ich gegen Jahresende einen Brief von meinem Jugendfreund Peter Vischer, der in New York als Architekt arbeitete. Er teilte mir mit, er werde im kommenden Januar in Puerto Rico heiraten. Wahrscheinlich mehr als Witz lud er mich ein, an die Hochzeit zu kommen, und stellte mir, falls ich bis zu einem bestimmten Datum in New York ankäme, in Aussicht, mich in seinem Wagen von dort bis Miami zu fahren.

Dieser Brief beschäftigte mich Tag und Nacht. Ich fühlte, daß ich vor einer Entscheidung stand. Wenn ich mitten im Winter wirklich diese Reise nach der tropischen Insel unternahm, so mußte das für mich der Anfang eines neuen Lebens bedeuten. Ich erwog das Für und Wider nur mit mir selbst, und auch nachdem ich meinem Freund mitgeteilt hatte, daß ich seiner Einladung folgen werde, behielt ich meinen Entschluß für mich. Erst am Tage vor der Abreise verständigte ich meinen Arbeitgeber. Meine Familie lud ich am Vorabend zu einem Festessen ein, an dem ich bekanntgab, anderntags nach Amerika zu fliegen.

Mitte Januar flog ich nach New York. Meine privaten Mittel erlaubten mir, ungefähr ein halbes Jahr durchzuhalten. Bis zu diesem Zeitpunkt mußte ich eine Lösung finden, um mich durchzubringen.

Auf meine Flugreise nach New York hatte ich ein Paar Feneks mitgenommen. Diese niedlichen, sandfarbenen Wüstenfüchse haben die Eigenschaft, daß sie jeden Mann anfauchen und angreifen, während sie sich beim Annähern einer Frau auf den Rücken legen und streicheln lassen. Ich dachte, das sei etwas für die Amerikaner. Deshalb erzählte ich bei meiner Ankunft auf dem Flugplatz einigen Reportern, die dort nach Sensationen haschten, von dieser Eigenheit meiner Feneks. Das brachte mich schon am nächsten Morgen mit den ersten Schlagzeilen in die New Yorker Presse:

*«Schweizer
bringt zwei männerbassende
afrikanische Wüstenfüchse mit»*

Die beiden Feneks verkaufte ich dann in Miami an eine Dame aus Hollywood. Sie zahlte dafür 500 Dollar. Ich hatte sie seinerzeit für fünf Franken gekauft.

**Ich beegne zur rechten
Zeit dem rechten Mann** Vor meiner Abreise
nach New York
hatte ich meine

Pläne einzig mit Herrn Professor Hediger, dem damaligen Direktor des Basler Zoologischen Gartens, besprochen. Dessen Rat, mich keinesfalls sofort selbständig als Tierhändler zu etablieren, sondern mich mit einem erfahrenen, älteren Fachmann zu verbinden, gedachte ich zu befolgen. Auf der Suche nach einem solchen Partner bereiste ich vorerst die Vereinigten Staaten und gelangte dann einige Monate später über die westindischen Inseln Cuba, Haiti-Santo Domingo, Puerto Rico und Trinidad nach Belem an der Amazonas-mündung nach Brasilien. Dort traf ich auf einen Tschechen, der schon 26 Jahre am Amazonas weilte. Beinahe hätte ich mich mit ihm zusammengetan. Es wäre nicht gut herausgekommen. Er wurde nämlich später unser Sammler für das Amazonasgebiet und hat dabei vieles von unserm guten Geld für seine eigenen Zwecke verbraucht.

Wir beabsichtigten damals in Belem, dem Ausgangspunkt aller Amazonas-Expeditionen, ein großes Tierlager für Sammler und auch für Filmgesellschaften, welche dort Tiere benötigten, einzurichten. Wir planten ferner, ein Führungssystem für das Amazonasgebiet zu organisieren, das wissenschaftlichen Expeditionen, einzelnen Forschern und Filmgesellschaften, die dort mehrmals jährlich eintreffen, zur Verfügung gestanden hätte.

Ein Brief meines Freundes Georg Köchlin, der seit einigen Jahren in Rio de Janeiro weilte, veranlaßte mich, nichts Endgültiges abzumachen. Mein Freund, der die Verhältnisse in Brasilien kannte, riet mir dringend ab, mich am Amazonas zu verlocken, weil nach seiner Überzeugung zweifelhaft Indianerdamen und Cachassaschnaps aus Zuckerrohr aus mir, dem tropenunerfahrenen Junggesellen, bald eine Ruine machen würden. So reiste ich denn bald

darauf nach Rio und Buenos Aires weiter.

Kurz nach meiner Ankunft in Buenos Aires kam ich durch Zufall gerade im richtigen Augenblick mit dem richtigen Mann zusammen. Ein Schweizer Hotelangestellter brachte mich auf die Spur von C. U. L. Behrend, einem deutschen Tiersammler, der seit Anfang des Krieges in Argentinien ansässig war und als Deutscher noch nicht selber reisen konnte. Dieser Mann war damals anfangs fünfzig. Während dreißig Jahren hatte er die ganze Welt bereist. Durch meine Zusammenarbeit mit Behrend erhielt ich Anschluß an den internationalen Tierhandel.

Es galt nun, nach dem Kriege die alten Beziehungen Behrends wieder herzustellen und neue anzuknüpfen. Die argentinischen Zoos wollten afrikanische, indische und australische Tiere. Europäische und amerikanische Gärten interessierten sich für afrikanische und südamerikanische Tiere. Von Südamerika lieferten wir 50—60 Arten von Papageien, die komplette Sammlung, die je Australien erreicht hat. Dazu alle möglichen Affenarten, Namdu, den südamerikanischen Strauß, Jaguar, Puma, Ozelote, Capi Bara (Nagetiere), ferner Pacca (Wasserschweine). Von Australien lieferten wir gegen vielbegehrte Dollars alle Arten von Beuteltieren, von den Känguruhs bis zum Schnabeltier. Auch Kakadus. Dieser Handel war durch E. G. Hallstrom angeregt worden, der seine Millionen mit der Erfindung und Fabrikation eines Volkseiskastens gemacht hatte. Er ist schwedischer Abstammung, ihm gehört ein großer Teil von Australisch-Neuguinea. Er besitzt die größte Papageiensammlung der Welt und beschäftigt allein 45 Vogelwärter. Seinen Titel Sir Edward verdankt er großzügigen Donationen an Spitäler und Wohlfahrtsinstitutionen.

New York wollte Pinguine und Mähnenrobben aus Südgeorgien. Ein Priester und Tiersammler aus den Philippinen wünschte Rari-

Da musste ich lachen

Während der Osterferien besuchte ich mit einer schweizerischen Reisegesellschaft Florenz. Im Palazzo Pitti stießen wir auf ein Bild, das eine leicht geschürzte, liegende Dame, einen bärtigen, ebenfalls dürrtüg bekleideten Mann und ein nacktes, neckisches Bübchen darstellte. Spontan erfolgte aus dem Mund eines Bankprokuristen die Erklärung: «Das ist die heilige Familie!» Da mußte ich lächeln, denn es handelte sich um Venus, Vulkanus und Amor.

R. B. in L.

täten seiner Insel gegen Aras, eine Papageienart mit einem langen Schwanz, aus Brasilien einzutauschen. Ein Zirkus in Uruguay interessierte sich für Eisbären aus dem Hohen Norden. Amerikanische Händler verlangten nach Schimpansen von unserer Station, die wir in Westafrika eingerichtet hatten.

Unsere Aufgabe war, diesen Austausch zu organisieren, die Transportmöglichkeiten auszunützen und uns den Zahlungs- und Veterinärvorschriften anzupassen, die in jedem Land natürlich wieder verschieden sind.



Der Papierkrieg

Wie in vielen andern Geschäften sind

leider auch in unserem Fach die Papiere wichtiger als die Ware geworden. Der Beruf des Tierfängers und Tierlieferanten ist bedeutend weniger romantisch, als man sich dies wohl allgemein vorstellt. Ein gewaltiger Papierkrieg, tausend hindernde Vorschriften in vielerlei Sprachen verlangen eine gute kaufmännische Grundlage. Wenn ich zum Beispiel einen Tiger und eine Gazelle nach der Schweiz und eine Gazelle nach Deutschland senden will, so brauche ich dazu drei verschiedene Flugzeuge, denn 1. ist es mir verboten, Paarhufer für mehr als ein Land im selben Flugzeug zu versenden, 2. ist es verboten, Paarhufer und Fleisch miteinander zu senden — Fleisch brauche ich aber für den Tiger — und so geht also jedes Tier für sich. Da war ich nun über alles froh, was ich in dieser Hinsicht gelernt hatte, und selbstverständlich vor allem auch über die Kenntnisse meines Partners.

Infolge der komplizierten internationalen Währungsbestimmung kommt man vielfach wieder auf den Gütertausch zurück. Ein Zoo in Argentinien will einen Elefanten, ein indischer Zoo hat einen Elefanten abzugeben, will aber dafür südamerikanische Tiere, die es in Argentinien nicht gibt. Unser Interessent in Brasilien ist bereit, die gewünschten Tiere zu liefern, wenn er dafür einige Tiere aus Argentinien und ein Paar Zuchttiger erhält. Glücklicherweise hielten wir die Tiger in Argentinien auf Lager, sonst wäre die Sache noch komplizierter geworden. Es braucht allerhand, um bei solchen Täuschen, die sich über die ganze Welt erstrecken und oft Wochen, ja Monate in Anspruch nehmen, nicht zu kurz zu kommen. Aber schließlich kam dann der

Elefant von Indien nach dem argentinischen Zoo, die in Argentinien geborenen Tiger nach dem Zoo in Brasilien, die brasilianischen Tapire nach dem indischen Zoo, und alle Beteiligten waren zufrieden.

Zwischenfälle

Meine Reisen führten mich durch die ganze Welt. Sie stellten mich öfters vor schwierige Situationen. Was würden Sie zum Beispiel tun, wenn Sie sich mit einem großen Tiertransport auf einem Schiff mit zwölf Passagieren befänden und plötzlich ein großer, blutgieriger Jaguar aus Südamerika ausbrechen würde? In diese Lage war ich auf folgende Weise gekommen. Ich hatte den Jaguar jeden Abend wie alle Raubtiere so gefüttert, daß ich von außen die Falltüre ein klein wenig hob, um unten Wasser und Fleisch hineinzuschieben. Der Jaguar hatte mir immer interessiert zugesehen — und mir mit der Zeit die Sache offenbar abgesehen. Denn als ich an jenem Abend nach der Fütterung wegging, hob er von innen mit der Pratte die Falltüre hoch und schlüpfte heraus.

Niemand an Bord besaß eine Feuerwaffe, auch der Kapitän nicht. Das Tier brach in verschiedene Käfige ein, tötete die Insassen oder jagte sie über Deck. Zwei Tage und zwei Nächte beherrschte der Jaguar das Schiff. Wir versuchten alles mögliche, um das Tier in seine Kiste zurückzubringen. Leider erfolglos. Als wir nach zwei Tagen und Nächten uns den Kanarischen Inseln näherten, telegraphierte der Kapitän, uns eine Polizeigruppe mit Feuerwaffen an Bord zu schicken. So wurde dann der Jaguar am frühen Morgen in Las Palmas erschossen.

Gegen solche Verluste bin ich aus dem ganz einfachen Grunde nicht versichert, weil es kaum eine Gesellschaft gäbe, die solche Risiken versichern würde. Hingegen bin ich für alle Schäden, die meine Transporte verursachen, haftbar. Einer meiner Angestellten vergaß einmal, Giftschlangen aus Indien in einen Sack einzunähen, bevor er sie in die Kiste versorgte. Auf dem Flug über dem Mittelmeer entwichen die Viecher aus der Kiste und krochen unter dem Pilotensitz herum. Das hatte eine Notlandung in Rom zur Folge. Die Schlangen wurden totgeschlagen, und seither muß für alle Tiertransporte auf Flugzeugen von den Besitzern eine volle Haftverpflichtung schriftlich bestätigt werden. Bei Schiffstransporten wird das noch nicht immer verlangt.

Aber auch dort hat der Kapitän das letzte Wort über Leben und Tod meiner Tiere.

Bei einem Transport im Hafen von Montevideo entkam mir einmal ein großer Affe, eine Meerkatzenart. Mit todesmutigem Sprung gelangte er auf den nächsten Kran und kletterte auf diesem bis auf den äußersten Zipfel des Ladearmes hinaus. Dort fühlte er sich anscheinend wohl. Er fing an, sich zu kratzen, und blickte belustigt auf die Dockarbeiter hinunter, die sich unterdessen angesammelt hatten. Im Namen der Gewerkschaft erklärten die Dockarbeiter, das Arbeiten sei durch den Ausbruch eines wilden Tieres erschwert und gefährlich geworden, und verlangten unter Streikandrohung eine Lohnerhöhung.

Als ich das Gesicht unseres Kapitäns sah, wußte ich, was ich zu tun hatte. Wohl oder übel kletterte ich dem Affen nach. Das war für das grinsende Publikum ein prächtiges Schauspiel. Schließlich erwischte ich den Affen zuäusserst auf dem Kran. Da er in seiner Aufregung beißen wollte, mußte ich ihn am Schwanz möglichst weit von mir weg halten, und so hingen wir denn beide, der Affe und ich, bis einer meiner Chinesenboys mit einem leeren Sack nachkletterte, in den wir dann den Affen verstauen konnten.

Unangenehm war auch der folgende Vorfall bei Schweizer Freunden in Westafrika. Wir hatten einige Kisten mit Affen, Vögeln und Kleinsäugetieren zur Verschiffung bereitgestellt. Die Papiere waren bereits in Ordnung. Aber als wir die Kisten auf den Camion laden wollten, fanden wir diese leer. Was war passiert? Der zahme Schimpanse des Hauses hatte sich an die Kisten herangemacht, sämtliche Kistentüren geöffnet und so allen Tieren und Vögeln die Freiheit geschenkt. Einige zahme Affen und Papageien fanden sich bald wieder um das Haus herum. Die andern blieben verschwunden.

Auf großen Transporten, bei denen sich auch eine Anzahl Affen befindet, ist kaum zu vermeiden, daß einzelne Affen ausbrechen. Anfänglich bedeutet ein solcher Zwischenfall für Passagiere und Seeleute eine angenehme Unterhaltung. Es ist bei einer solchen Gelegenheit schon vorgekommen, daß ein Affe den Pinsel eines Matrosen übernahm und weiter das Deck strich, wie er dies beim Matrosen beobachtet hatte. Natürlich versuchte er die Farbe auch zu essen, was ihm weniger gut bekam.

Bald aber werden alle dieser Affenstreiche

überdrüssig, und es ist jeweils schwierig, Passagiere und Seeleute bei guter Laune zu erhalten, bis die Ausreißer wieder eingefangen sind. Als mir der Kapitän einmal während des Essens erzählte, daß er beim Betreten seiner Kabine zwei Affen auf seinem Bette herumtollen sah und einen dritten, der eben daran war, seine Zahnpasta zu essen, schaute er mich an, wie wenn ich selber diese Untaten begangen hätte.



Menschen sind gefährlicher als Tiere

Das gefährlichste aller Säugetiere ist ohne Zweifel der Mensch. Wenn ich mich wirklich in Gefahr befand, so war es nie wegen eines Tieres, sondern immer nur durch Menschen. Als ich als Greenhorn zum erstenmal nach Dakar kam, einer der größten und wichtigsten Städte an der Westküste Marokkos, mußte ich den Weg nach einem bekannten Klub erfragen. Ich wandte mich für diese Auskunft an drei Neger, die in einer Reihe dastanden. Ich erhielt keine Antwort, obschon ich den einen am Ärmel zupfte. Zu meinem Erstaunen fielen bald darauf alle drei auf die Knie; erst jetzt merkte ich, daß ich mich an Muselmänner gewendet hatte, die eben ihr Abendgebet verrichteten.

Einige herumstehende Neger lachten, und ein Taxichauffeur, der meine Frage nach dem Klub gehört hatte, machte mir ein Zeichen, in seinen Wagen einzusteigen. In Dakar sind die Taxichauffeure große Herren, sie haben einen Boy mit sich, der den Motor anläßt, die Türen schließt und mitfährt.

Bald ging es in rasendem Tempo durch ganz Dakar. Als mir die Fahrt zu lange wurde, sah ich instinktiv nach der Türe. Da bemerkte ich, daß diese von innen keine Fallen hatte. Die Fahrt ging aus Dakar hinaus in einen finsternen Wald hinein. Dann bog der Wagen in eine Seitenstraße, die Lichter löschten aus, der Motor wurde abgestellt, und der Wagen hielt an. Der Chauffeur und der Boy flüsterten in ihrer eigenen Sprache und gaben mir auf meine Frage, was das alles zu bedeuten habe, keine Antwort. Erst nachdem ich den Chauffeur mit einem Stoß aufforderte, mich nun endlich nach dem Klub zu bringen, fuhr er los und stellte mich vor einem einsamen Gebäude ab. Bevor ich den merkwürdigen Taxi bezahlte, wollte ich mich vergewissern, ob ich am rechten Orte

sei. Das traf, wie ich vermutet hatte, nicht zu. Es handelte sich um irgendeinen Privatklub. Aber als ich zurückkam, hatte sich der saubere Taxichauffeur bereits aus dem Staube gemacht. Wie man mir sagte, bin ich damals knapp einem Raubüberfall entronnen. Anscheinend sind bei unserem Halt im Walde die erwarteten Komplizen meines Chauffeurs nicht zur Zeit erschienen.

Aber solche Erlebnisse sind eigentlich recht selten. Ich habe auf meinen Reisen mehr Gelegenheit, mich über die Güte als über die Schlechtigkeit der Leute zu wundern. So war ich einmal während eines Aufenthaltes in Puerto Rico auf ein amerikanisches Kriegsschiff zum Mittagessen eingeladen worden. Der Fahrpreis meines Taxis betrug 75 Cents. Ich hatte zwei Noten im Sack, eine 1-Dollar-Note

Der kleine Familienfilm



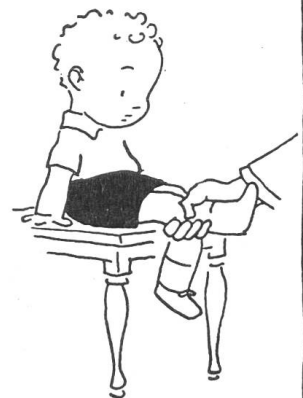
Fragt Papi, ob er ihm Schuh anziehen will, kann es selbst nicht.



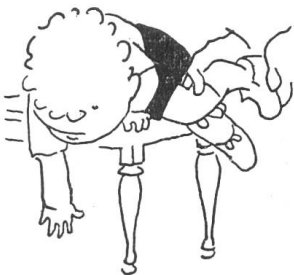
Steigt auf Stuhl und streckt Bein stramm aus.



Beobachtet Fliege an der Decke, Bein wird schlaff, so daß Papi Schuh nicht anziehen kann.



Papi regt sich auf, packt Bein, um es festzuhalten.



Sieht Bleistift am Boden, versucht es aufzuheben und entzieht so Papi das Bein.



Hört zerknirscht auf scharfen Verweis von Papi und hält still.



Versucht Papi zu helfen, indem er vorwärtslehnt, prallt dabei heftig an Papis Kopf.



Ruft Mammi, Papi sagt, sie solle ihm bitte helfen, den Schuh anzuziehen.

DENKSPORT AUFGABE 1

Dreizehn Reisende erreichten eines Abends müde den Gasthof einer kleinen Ortschaft, in dem aber leider nur noch 12 Einzelzimmer frei waren. Trotzdem fand der Wirt einen Weg, allen zu dienen: Er bat die ersten beiden Reisenden, «für einen Augenblick nur» ins Zimmer Nr. 1 zu treten. Dann gab er dem dritten Reisenden Zimmer Nr. 2, dem vierten Zimmer Nr. 3 usw., bis er den zwölften Reisenden in Zimmer Nr. 11 untergebracht hatte. Dann ging er zurück ins Zimmer Nr. 1, holte dort den einen der beiden Wartenden und geleitete ihn ins Zimmer Nr. 12, so daß jedermann befriedigt war und sich von den Strapazen der Reise ausruhen konnte.

Frage: Ihr Verstand sagt Ihnen (mit Recht), daß irgend etwas an dieser Lösung nicht stimmen kann. Wo liegt der Haken?

Lösung auf Seite 26

und eine 100-Dollar-Note, die bekanntlich in Amerika genau die gleiche Größe haben. In der Annahme, dem Chauffeur die 1-Dollar-Note gegeben zu haben, bemerkte ich noch dazu «keep the change!». Als ich am Nachmittag eine Zeche bezahlen sollte, war ich nicht wenig erstaunt, daß ich in meiner Tasche nur noch einen Dollar fand. Bedeutend größer aber war mein Erstaunen, als am nächsten Morgen um acht Uhr ein Taxichauffeur an mein Zimmer klopfte und mir das Herausgeld auf 100 Dollar brachte. Er hatte unter rund zwölf Hotels in San Juan das meinige ausfindig gemacht.

Leckerbissen Mit dem Essen hatte ich nie Schwierigkeiten, da ich überall immer das genieße, was die Leute für sich selber zubereiten. In Brasilien aßen wir schon in Ermangelung von etwas anderem Affenfleisch, in Bali gebratene Schmetterlings-

puppen, was, nebenbei bemerkt, auch eine chinesische Spezialität ist. Auch Wasserjungfern sind in Bali eine Delikatesse. In Siam verzehrte ich gebratene Heuschrecken und in Afrika Bienenwaben mit den Maden, welche mit dem Honig zusammen eine ganz herrliche Schnitte zum Rohessen abgeben.

Nach einem üppigen Festmahl bei einem balinesischen Prinzen trug eine barbusige Schönheit einen großen, grünen Glasbehälter im fahlen Kerzenschein herein, aus welchem wir alle ein paar Gläser tranken. Als ich mich dann erkundigte, was der eigenartige Satz sei, der im untern Teil der Flasche erkennbar war, erfuhr ich, daß dies ein Wasserbüffel-Embryo sei, das magische Kräfte besitze. Wie die Herba Ruta im Grappa kann man in chinesischen Schnäpsen eine Schlange oder Eidechse vorfinden. Man darf da nicht zimperlich sein, wenn man die Leute, die einem diese Delikatesse servieren, nicht verletzen will.



Ich finde meine Frau

Durch allerlei unglück-

liche Umstände saß ich im Frühjahr 1945 in Singapore fest. Mein Partner in Buenos Aires konnte mir für den Moment keine weiteren Geldsendungen schicken. Es war nämlich einem großen Tiertransport, der sich für uns auf dem Weg nach Argentinien befand, die Landung verboten worden, weil kurz vor der Ankunft unseres Schiffes die Einfuhr für exotische Tiere gesperrt wurde. Mein Partner versuchte als letzte Möglichkeit, um die Tiere dennoch ans Land zu bringen, den Direktor des Zoologischen Gartens, einen Bruder General Peróns, zur Intervention zu veranlassen. Vergebens. Schon befanden sich Kriegsschiffe unterwegs, um unser Schiff bei einem Landungsversuch zu versenken. Es blieb nur noch übrig, nach Uruguay abzudrehen. Doch das dicke Ende stand noch bevor: Die Tiere konnten nämlich auch dort nicht ausgeladen werden, da die Papiere aus Indien verlorengegangen waren.

So reiste ich denn nach der Insel Bali, wo ich mich mit dem dort seit Jahren ansässigen Basler Maler Theo Meier eng befreundete. Er spricht die Sprache der Eingeborenen, hat Verständnis für den balinesischen Humor und wird sehr oft an balinesische Feste eingeladen, an denen er nach balinesischer Sitte teilnimmt. Wenn seine balinesischen Freunde erkranken,

kommen sie zu ihm, und er hilft ihnen, so gut es geht, mit Sulfonilamid und Tabletten unserer chemischen Industrie. Das Leben in Bali gefiel mir so gut, daß ich beschloß, dort ansässig zu werden und ein Aquarium einzurichten, wie es vor dem Krieg für Einheimische und Touristen bereits bestanden hatte.

Nochmals reiste ich nach Singapore, um alle Formalitäten zu erledigen, die bereinigt werden mußten, bevor ich meinen Entschluß, mich in Bali niederzulassen, ausführen konnte. Mit Behrend in Buenos Aires war ich einig geworden, unsere Zusammenarbeit auf den kommenden Herbst in aller Freundschaft aufzulösen.

Da begegnete ich in meinem Hotel einem wunderschönen Mädchen, Mercia, teils englischer, teils indischer Abstammung, die in Singapore ein Flugbüro betrieb. Da ich inzwischen dreißig Jahre alt geworden war und die Frauen aller Erdteile kennengelernt hatte, glaubte ich zu wissen, was ich suchte. Wenige Tage später erhielt meine Mutter in der Schweiz folgendes Telegramm:

«heirate morgen fernöstliche
schönheit mercia 22 keine familie
mehr stop bin glücklich»

Gesucht: Ein Paar indische Panzernashörner

Meine Frau
wollte sich aber
nicht in Bali

festsetzen. So entschlossen wir uns, als Arbeitsteam weiter zu reisen. Von Behrend traf nun auch wieder Geld ein, und wir konnten von Singapore aus verschiedene Sendungen von Orang-Utan, malayischen Bären und Molukken-Sittichen nach Südamerika abgehen lassen. Im September zogen wir uns in die Dschungel von Südsiam zurück, nachdem wir unsere Hochzeitsreise über Saigon gemacht hatten. In Südsiam war das Leben so billig, daß, wenn wir im Tag zusammen sechs Franken ausgegeben hatten, wir das viel fanden. Aus dem blauen Himmel heraus erhielten wir vom Basler Zoo aus die Anfrage nach einem Paar indischer Panzernashörner. Sofort nahmen wir mit ein paar Freunden in Indien Kontakt auf. Unsere Überraschung war groß, als wir von der indischen Forstverwaltung nach wenigen Wo-

chen eine Fangbewilligung für diese außerordentlich seltenen Tiere zugesichert erhielten. Daraufhin verlegten wir unser Hauptquartier zum erstenmal nach Assam, jenem nordöstlichsten Zipfel Indiens, wo Tibet, China und Burma sich berühren.

Eine Nashornjagd ist viel weniger spannend, als die Größe des Tieres und sein furchteinflößender Name vermuten läßt. Die Nashörner bewegen sich auf einem Gebiet, das nicht größer ist als das unserer Rehe. Sie halten sich an ihre einmal festgelegten Wege zu Trink- und Grasplätzen. Alles, was es braucht, ist, rund ein Dutzend Fallgruben zu graben, diese so gut als möglich zu tarnen und zu warten, bis eines Tages ein Nashorn hineinfällt. Das kann schon am nächsten Tag sein. Wir warteten aber auch schon sechs Wochen vergeblich.

Im Februar 1951 glückte es uns, ein männliches Panzernashorn zu fangen, und da bis zum Beginn der Regenzeit kein Weibchen in die Grube ging, reisten wir mit unserm Männchen allein nach Basel, wo wir in den ersten Junitagen ankamen.

Im Herbst 1951 zogen wir wieder los und brachten eine große Sammlung westafrikanischer und südafrikanischer Tiere nach dem Osten. Darunter waren auch achtzehn weiße Schwäne vom Vierwaldstättersee, die nun auf Teichen von Maharadschas in Indien herumswimmen. Mit dabei waren vier kleine Schimpansen von Sierra Leone, die uns auf der langen Reise viel Spaß bereiteten. Was wir in Indien nicht absetzen konnten, ging nach Japan, Australien und Neuseeland weiter. In Assam machten wir uns erneut auf die Panzernashornjagd, und es gelang uns, ein feines Weibchen für Gadadhar im Basler Zoologischen Garten zu fangen. Meine Frau brachte dieses Nashornmädchen allein nach Europa, während ich die Möglichkeiten auf den Inseln Celebes, Borneo und Sumatra studierte. Natürlich stattete ich auch meinem Freund Theo Meier in Bali einen ausgiebigen Besuch ab.

Im Herbst 1952 traf ich meine Frau wieder in Ceylon, und erneut reisten wir nach Assam. Diesmal waren wir von einem amerikanischen Zoo beauftragt, ein junges Panzernashorn einzufangen. Wiederum war uns das Glück hold, und wahrscheinlich zum letztenmal erhielten wir von der indischen Behörde die Bewilligung zum Fang dieses seltenen Tieres. Die Bewilligung allein kostete die schöne Summe von 16 000 Schweizer Franken. Für ein Panzer-

Foto: Hans Baumgartner

Pause

nashorn erhalte ich 40 000 Franken, während für einen jungen weiblichen Elefanten 12 000, einen Jaguar 3000 und einen Schimpansen rund 2000 Franken bezahlt werden.

Im Februar fingen wir das Panzernashorn Kanaklota (aus dem Sanskrit übersetzt: Goldene Süßigkeit), und Mitte Juni des Jahres 1953 kamen wir nach sechswöchiger Meerreise mit unserm großen Transport in Amerika an. Neben dem Panzernashorn führten wir noch Elefanten, junge Bären, schwarze Panther, allerhand Affen, Riesenschlangen, Kraniche, Kleinvögel, Kleinsäugetiere und ein paar Kisten Reptilien mit uns.



Tiertransporte sind keine Vergnügensreisen

Ein Tag auf dem Schiff mit einem solchen Tiertransport verläuft für mich etwa folgendermaßen: Bei Sonnenaufgang Fütterung der Vögel, die ungefähr fünfzehn verschiedene Körner und Früchte, Salate und Eier erhalten. Anschließend Fütterung der Raubtiere, am Morgen Wasser. Dann Morgenessen, darauf Reinigung der Käfige, Kontrolle der Tiere bis etwa 11 Uhr. Von dann bis zum Mittagessen Korrespondenz, nach dem Mittagessen ein kurzer Besuch beim Koch, um mit ihm über die Überlassung von Küchenabfällen zu verhandeln. Oft trinke ich dann mit dem Steward einen Whisky, bis wieder die Zeit kommt, die Tiere zu füttern. Nun erhalten die Raubtiere ihr Fleisch. Was würden Sie tun, wenn die Raubtiere das vorgeworfene Fleisch einfach nicht fressen wollen? Was machen Sie, wenn Sie drei Tage hintereinander «Chabis und Gschwellti» zu essen hatten? Ja, dann sehnen Sie sich nach einem Beefsteak tartare. Genau so die Tiere. Für solche Fälle haben wir stets Hühner an Bord, die ich ihnen mit frisch abgeschlagenem Kopf vorwerfe. Auch die Elefanten bekommen vom Heu einmal genug; ihnen halte ich für solche Fälle in Zucker und Melasse getränkten Reis in frische Bananenblätter gewickelt als Voressen bereit. Sobald die Dämmerung eingebrochen ist, kontrolliere ich, ob alle Tiere genügend warm haben, ob sie für allfälligen schweren Seegang gesichert und gegen Gewitterschauer gedeckt sind.

In Amerika angekommen, wirkten wir in allerhand Fernsehprogrammen mit und erhielten Aufträge für Artikel. Auch ein Buch bekam

ich in Auftrag. Es gab vielerlei Interviews mit Reportern und Verlegern, schließlich buchten wir auch eine sechsmonatige Vortragstournee mit unsern Farbenfilmen durch Kanada und die USA. Diese Tourneen werden ein Jahr zum voraus abgeschlossen. Die Konkurrenz ist heute groß. Die Filmkrise in Hollywood hat in letzter Zeit zahlreiche Operateure veranlaßt, auf Entdeckungsreisen zu gehen. Sie bringen erstklassige Filme zurück, die sie auf Vortragstourneen zeigen. Es ist schwierig, mit den eigenen Filmen gegen die von Berufsleuten aufzukommen.

Auch von vielen Zoos in den USA haben wir Aufträge erhalten, und so reisen wir im Januar erneut ostwärts, um in Indien, Siam, Malaya und Indonesien im Frühjahr unsern nächsten Transport zusammenzustellen.

* * *

Mein Jugendtraum eines ungebundenen, abenteuerlichen Lebens in fernen Ländern hat sich verwirklicht. Allerdings geht es auch bei einem solchen Leben nicht ohne eine gewisse Routine, ohne einen bestimmten Rahmen ab; es ist mit vielen Verpflichtungen und Verantwortungen verbunden. Aber weil ich die Arbeit, die ich verrichte, gerne tue, fühle ich mich ständig gewissermaßen in den Ferien.

Unsere langen Seereisen — durchschnittlich waren wir in den letzten paar Jahren etwas über 100 Tage im Jahr auf dem Wasser — bilden da allerdings eine Ausnahme. Was mir während dieser Reisen neben der Besorgung der Tiere an Zeit verbleibt, verbringen meine Frau und ich mit Schreibarbeiten. Nur so ist es uns möglich, die Anforderungen, die ein Welttierhandel mit ständig wechselndem Domizil mit sich bringt, zu erfüllen. Es kommt dazu das Verfassen von Artikeln für Zeitungen und Zeitschriften. Diese müssen mithelfen, die enormen Unkosten des Unternehmens zu decken.

Wenn man mit dem Tierhandel wirklich Geld verdienen will, so muß man sich irgendwo in New York oder einer andern Großstadt ein Büro aufmachen und sich nicht, wie ich es mache, im Dschungel vergraben, wo man oft wochenlang weder mit Flugpost noch Telegrammen zu erreichen ist. Doch schließlich sind nicht alle Werte mit Geld zu bemessen. Das Reisen und Tierfangen macht uns großen Spaß. Wir tun es aus Begeisterung. Wenn wir dabei nur unsere Ausgaben decken und unsere eigenen Meister bleiben, sind wir glücklich.